

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 25 (1983)

Artikel: Die Mauer

Autor: Salis, Flandrina v.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-550420>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Mauer

Erzählung von Flandrina v. Salis

Plötzlich, eines Tages, kam ihm alles widerwärtig vor. Von diesem Tag an, ohne besondere Anlaß, erschienen ihm seine Mitmenschen unerträglich, und sich selbst konnte er erst recht nicht mehr ausstehen. Es fing schon am frühen Morgen an. «Der Kaffee ist bereit», rief seine Frau. «Soll ich dir ein Ei kochen?» «Nein», sagte er. Ein mißmutiges «Laß mich in Frieden» unterdrückte er mit Mühe. Er verließ die Wohnung ohne Abschiedskuß. Die Kinder saßen noch saumselig beim Frühstück. Ob sie rechtzeitig zur Schule aufbrechen würden, kümmerte ihn nicht wie sonst.

Mit verbissener Ergebenheit begab er sich auf den tausendmal gedankenlos gefahrenen Weg zum Arbeitsplatz. Das Warten vor der roten Ampel im schütternden Auto verursachte ihm Unbehagen. Wieder ein Versäumnis, er müßte den Vergaser richtig einstellen. Vor dem Verkehrspolizisten, wo es seiner Erfahrung nach immer längere Wartezeiten gab, stellte er den Motor ab und ärgerte sich, daß andere Fahrer es nicht auch taten. Bei der heiklen Kreuzung beharrte er auf seinem Vortrittsrecht und fuhr beim Bremsengekreisch des unvorsichtig Einbiegenden zusammen. «Verbrecherischer Tölpel», knirschte er. Zerschlagen und mit sich selbst in Unfrieden kam er im Geschäft an.

Neueingänge füllten sein Postkörbchen. Unlustig sah er den Papierkram durch. Schon am frühen Vormittag zündete sich sein Kollege einen Stumpen an. Er riß unwillig das Fenster auf, schloß es aber bald wieder, weil er im Durchzug saß. Die Zeit bis zur Mittagspause dehnte sich endlos aus. Das Essen im gewohnten, kleinen

Lokal widerte ihn an. Er sah sich im vollen Saale um. Emsig arbeiteten Löffel, Messer und Gabeln und führten Speisen in geöffnete Münder; unablässig spielten die Kaumuskeln und verzerrten die Gesichter. Die Essentätigkeit erschien ihm plötzlich obszön. Er dachte an die großen Buffets, über welche die Gäste wie Heuschreckenschwärme herfielen und sie im Handumdrehen leerfegten, um zum Abschluß noch mit kuchenüberladenen Tellern abzuziehen. Die Letzten fanden nichts mehr.

Er ließ sein Essen stehen und lief hinaus. Das grelle Mittagslicht und das wilde Brummen des Verkehrs griffen ihn an wie ein bissiges Tier. Platzangst packte ihn. Einige Augenblicke lang vermochte er sich nicht zu rühren. Es kostete ihn beträchtliche Willensanstrengung, die Straße zu überqueren.

Angefangen hatte es viel früher. Doch an diesem Tag erkannte er, daß er sich in Not befand.

Er verreiste allein in die Ferien, trieb sich teilnahmslos am Strand und in Bars herum und empfand schmerzlich das Fehlen einer tieferen Beziehung zum strahlenden Glanz des Meeres am Mittag, zur südlich üppigen Farben- und Blütenpracht und des Nachts zur Lichterkette der Fischerbarken, die unter dem Gefunkel der Sterne die Bucht abschloß.

Er kehrte heim, ohne eine Erklärung für seine Lustlosigkeit gefunden zu haben. Auf dem Rückflug hatte er sich überdies einer Ohnmacht nahe gefühlt.

Seine Frau sorgte sich, sie konnte sich seine Veränderung nicht erklären. «Es geht nicht um eine andere Frau», stellte sie fest. «Nein», ant-

wortete er leicht verwundert. «Nein, eine andre Frau ist es gewiß nicht.» Fast wäre ihr die gegenteilige Antwort lieber gewesen, die sie vor dem unfaßbaren Verhalten ihres Mannes weniger ratlos gelassen hätte.

Seiner Familie gegenüber war er sich keiner Schuld bewußt. Und doch spürte er, es mangle ihm an Liebe, an Geduld und Aufmerksamkeit.

Nach den kurzen Jahren der Entbehrungen und des Kampfes zu Beginn seiner Ehe, in denen seine Frau ihm heiter und geduldig, klug einteilend zur Seite stand, hatte er sich rasch emporgearbeitet. Der Erfolg im Beruf, die erworbenen Bequemlichkeiten, die Achtung seiner Mitbürger, seine fröhliche, gesunde Familie waren ihm zur Gewohnheit geworden; die anfängliche Freude über das Erreichte, das Gefühl tiefer Befriedigung, blieben mit der Zeit aus. Des Abends sank er erschöpft ins Bett und wachte morgens zerschlagen auf.

Er fand sich in Nebelschwaden eingeschlossen, deren undurchdringliches Gespinst zu einem Gewicht anwuchs, das er körperlich wahrnahm. Sie drangen in ihn ein, verwischten seine Gedanken, verzerrten seine Gefühle. Nachts stiegen Dämonen auf, die seine Vernunft verneinte, gegen die er aber dennoch zu kämpfen sich gezwungen sah. So schlimm stand es noch nicht um ihn, daß er nicht gewahr geworden wäre, wie er sich die Dämonen selber schuf. Aber er war machtlos, sie zu verjagen. Sie gewannen Kraft und Leben, und der Kampf um die lichten Augenblicke des Auftauchens aus der quälenden Finsternis kostete ihn seine ganze Stärke. Ausgelaugt, erschöpft blieb er zurück. Die gesellschaftlichen Verpflichtungen wurden ihm unerträglich; er flüchtete sich in Krankheit. Er sah diese Anlässe nur noch als ein morsches, schwankendes Gerüst, von welchem traurige Popanze herabgingen, über dem Abgrund und der Leere. Diese Leere wurde ihm zur Bedrohung, und die schwierigen Jahre des Aufbaus erschienen ihm im Rückblick voller Leben und Farbe.

Eine Mauer wuchs um ihn, unmerklich wuchs sie höher und höher. Der Gefangene selbst schichtete die Steine auf, schloß die Bäume aus, bis ihre Wipfel den Schatten innerhalb

der Mauer nur noch weiter verdichteten. Anfangs fühlte er sich im Schutze der Mauer geborgen. Aber immer mehr wurde ausgesperrt. Es herrschte feuchte Dämmerung, und der Raum innerhalb der Mauern schrumpfte zusammen. In Kälte und Dunkel stand er allein vor einem eisigen Felsbrocken, den er aus dem Weg schaffen mußte. Aber er hatte die Kraft nicht, die Finger erstarnten, und der Pulsschlag klopfte wild zurück. Durch das Filter der Verzweiflung drang kein helfendes, tröstendes Wort, kein Strahl der Liebe vermochte den Panzer seiner Einsamkeit zu durchschlagen.

Wieder auftauchend aus solcher Verlorenheit, konnte er nicht begreifen, was ihm geschah. Nur daß die Mauer ein ganzes Stück höher gewachsen war, wußte er. Um dem Schmerz in der Tiefe zu entgehen, atmete er nur noch an der Oberfläche. Er fühlte die fortschreitende Versandung, das Ausdorren. Die Farben verblaßten und verschwanden, die Dinge verloren ihr Licht, er nahm sie nicht mehr wahr. Immer verbissener ging er seiner Arbeit nach, verhinderte das Nachdenken.

Der Anstoß zu einem ersten erschreckten Sich-Zurückziehen war wohl vom Freitod eines Freundes ausgegangen. Dieser war in ernsthafte Schwierigkeiten geraten und hatte ihn um eine Bürgschaft gebeten; er aber verweigerte sie aus Prinzip. Niemand erfuhr von diesem Hilferuf; alle gemeinsamen Bekannten waren der Meinung, der Freund habe sich in eine dermaßen ausweglose Lage gebracht, daß keine wie auch geartete Unterstützung ihn hätte retten können. Das war kein Trost.

Das Gefühl der Einengung hatte schon seine Studienzeit, die in die Jahre des Zweiten Weltkrieges fiel, überschattet. Rekrutenschule und Aktivdienst hatten ihm nicht viel Muße für die Universität gelassen. Die geschlossenen Grenzen waren ihm zu einem Zeitpunkt, da alles in ihm nach Freiheit drängte, wie ein Gefängnis vorgekommen. Beinahe hätte er sich des wohlgehüteten Friedens seiner Heimat geschämt. Noch unklar ahnte er, daß ihr durch ihre satte Geborgenheit eine Gelegenheit zur Bewährung und Reife vorenthalten wurde. Die Unversehrtheit seines Vaterlandes erschien ihm als eine gehei-

me Schuld, die auch durch die oft lebensrettenden und mit großem Einsatz betriebenen Hilfswerke nicht getilgt werden konnte. Später führten ihn seine Geschäftsreisen ins Ausland und brachten ihn in Verbindung mit Kriegsverletzten: mit Hinkenden, Einarmigen, Keuchenden, Krüppel – die Hinterlassenschaft eines irrsinnigen Geschehens. Er konnte sich einer ohnmächtigen Wut nicht erwehren, die sich bei diesen Gelegenheiten seiner bemächtigte, eines Zornes auf all die Sinnlosigkeit der Kriege und ihrer Zerstörungen. Er stand voller Hochachtung vor diesen Menschen, die es immer wieder verstanden, mit ihren Gebrechen fertig zu werden und sie oft in aller Selbstverständlichkeit und heiteren Gelöstheit zu tragen schienen. Wieviel Arbeit an ihnen selbst, wieviel Mut und Willen, wie viele Rückfälle in die Verzweiflung mochten dahinter stecken? War das der Sinn der Kriege, in den Betroffenen den Sinn für ein anderes, Tieferes, Weiteres zu öffnen? Alles in ihm empörte sich dagegen, daß der Mensch nicht von sich aus fähig sein sollte, die Stufen zu erklimmen, daß immer eine Not ihn bis zu dem Punkte treiben mußte, wo nur noch der Sprung übrig blieb – in Heil oder Verderben – und so schrecklich mußte die Ausweglosigkeit im Verharren anwachsen, bis es keine Rolle mehr spielte, wohin der Sprung führen würde.

Er aber schritt nicht mehr vorwärts, gesund und gedeihend in seinen sicheren Verhältnissen; er versank im feuchten Schatten hinter der selbstgebauten Mauer.

Auf einer Dienstfahrt sah er Autostopper am Straßenrand stehend. Seiner Gewohnheit gemäß hielt er nicht an. Mochten sie von anderen Fahrrern mitgenommen werden; er tat es aus Prinzip nicht. Noch sann er darüber nach, als ihm plötzlich bewußt wurde, daß er auf eine Ausweichstelle zusteerte, wo ein Mädchen in langem Rock und weiter Pelerine stand, eine große, weiche Tasche und eine Gitarre zu ihren Füßen. Lange, dunkle Haare umrahmten ein schmales Gesicht. Er hielt an, öffnete die Tür und forderte sie zum Einsteigen auf. Sie beugte sich herein,

sah ihn kurz an und setzte sich mit einem knappen Gruß neben ihn.

Er fuhr an. Beide schwiegen. Obwohl die Mitnahme einer Anhalterin ihm unbehaglich war, belustigte es ihn insgeheim, daß er sich damit selbst ein Schnippchen geschlagen hatte. Sie saß ruhig und selbstverständlich da, und nach kurzem vermochte er sich nicht mehr vorzustellen, sie könnte nicht dahin gehören.

Sie machte einige knappe Bemerkungen über die Landschaft. Dann wandte sie sich ihm zu: «Ich heiße Fay, und du?» «Ralph», sagte er und war über das Du nicht einmal verwundert.

Er fragte sie nicht nach ihrem Ziel, sondern fuhr seinen Weg. Er verließ die großen Bahnen, ließ sich in sanften Windungen das Tal hinauf leiten, bis er zur Paßstraße gelangte. Das Mädchen schien sich still über die Fahrt zu freuen.

Plötzlich richtete Fay sich auf, legte Ralph rasch die Hand aufs Knie und wies auf eine Abzweigung: «Nimm diesen Weg!» Er wählte den zweiten Gang und bog ohne weitere Frage in den schmalen, holprigen Weg ein, der sie steil bergauf führte. Am Rande des Waldes hielt sie ihn den Wagen stehen lassen. «Komm, wir gehen zu Fuß weiter.» Ihre Augen blitzten. Sie beugte sich ins Innere und holte Pelerine, Tasche und Gitarre heraus.

«Laß das doch im Wagen, ich schließe ab», sagte Ralph. Aber sie schüttelte nur den Kopf: «Weiß man denn, ob man je an den gleichen Ort zurückkehrt!» Er griff sich seinen Lodenmantel und folgte ihr.

Sie stiegen quer durch den Wald bis zu den letzten Bäumen auf und folgten auf der Bergwiese den von den Kühen zwischen den Alpenrosenbüschchen ausgetretenen Pfaden. Unvermittelt standen sie vor einer Alphütte. Fay stieß einen Freudenschrei aus und warf ihre Sachen ab. «Hier ist gut sein, hier bleiben wir», lachte sie. Der Senn trat heraus. Fay begrüßte ihn lebhaft: «Können Sie uns hier aufnehmen?»

Etwas unwirsch antwortete der Hirt, er sei allein, aber eine Stunde weiter oben liege eine bewirtschaftete Hütte, wo sie Essen und Unterkunft finden würden.

«Ach bitte», schmeichelte Fay, «lassen Sie uns hier bleiben, hier gefällt es uns. Wir sind mit einem Heulager, Milch, Käse und Brot zufrieden.»

Der Älpler antwortete nicht sofort; er sah die beiden einen Augenblick lang schweigend an, blickte dann in die Ferne und paffte an seiner Pfeife.

«Nun gut, Strohpritschen und Decken habe ich, die sind ja da für die Hüterbuben, wenn sie das Vieh holen kommen, und meine Milchsuppe wird wenigstens am Anfang auch Euch schmecken.» Er lachte verschmitzt.

Den Abend verbrachten sie auf der von zwei Steinen gestützten Holzplanke vor der Hütte, an die Wand gelehnt, und sahen dem Sonnenuntergang zu. Der Senn hatte sich ihnen nach getaner Arbeit zugesellt. Fay saß glücklich und gelöst da. Ralph versuchte immer wieder, sie mit Fragen aus sich herauszulocken. Aber sie antwortete immer einsilbiger und ließ sich, ohne Absicht unnahbar, in das allmähliche Einnachten hineingleiten. Ralph gab sich schließlich geschlagen. Nervös stand er immer wieder auf, lief zum Felskopf, von welchem aus sich eine noch großartigere Aussicht bot, machte einen Rundgang um die Hütte, spielte mit dem Sennen Hund. Schließlich verkündete er, er sei müde, er würde sich hinlegen. Verärgert wälzte er sich auf dem Strohlager. Die anfängliche Freude am Abenteuer war vergangen; er begriff nicht mehr, wie er sich darauf hatte einlassen können. Er mußte dann doch eingeschlafen sein. Ein Rascheln weckte ihn. Fay hatte sich zu ihm gelegt. Wie selbstverständlich nahm er sie in die Arme.

In den nächsten Tagen erkundeten Ralph und Fay die Umgebung der Alp. Sie erklimmen Gipfel und stiegen in den Wald hinunter. Sie liebten einander im Farn und unter dem schützenden Geäst der jungen Tannen. Mit der Vertrautheit wuchs die Neugier. Aber Fay schien verschlossen, was ihre Familie und ihre eigene Tätigkeit betraf; die Welt der erstarrten Formen und leer gewordenen Gefäße, von der sie sich gelöst hatte, war ihr nicht mehr der Rede wert. Ralph schloß aus Andeutungen, daß sie ein reines Vagantenleben führe. Sie erwähnte eine Gemeinschaft, zu der sie immer wieder zurückkehre.

Ralph mißbilligte es und kam immer wieder darauf zu sprechen.

Beinahe blicklos, wie absichtslos sah Fay die Menschen an, aber sie durchdrang Masken und Panzer, die es für sie nicht gab. Ralph fühlte sich durchschaut. Nichts entsetzte sie, und nichts lehnte sie ab. Sie selbst kam ihm wie eingehüllt in Licht vor, gefeit gegen allen Schmutz, aber nicht unempfindlich gegen Schmerz und Freude. Alles an ihr war offen, strömend. Da blieb kein dunkles Plätzchen, wo die Dämonen sich verkriechen konnten. Und doch . . . Rätselhaftes Wesen. Daß ihm dies widerfahren mußte, so banal, so lächerlich, wenn es sich um andere alternde Männer handelte, die sich mit einem jungen Mädchen einließen. So wunderbar und einzigartig.

Er versuchte, sich selbst zur Rede zu stellen, sich der von ihr ausströmenden Faszination zu entziehen. Er versuchte, sie zu provozieren, sie aus der Unantastbarkeit ihres Wesens zu reißen, das in einem tieferen Sein ruhte.

«Wie kannst du so leben, du bist von den anderen abhängig.»

«Ich bin frei, frei zum ja oder nein Sagen.»
«Schmarotzer.»

«Ich falle niemandem zur Last.»

«Du vegetierst bloß, ohne Ziel und Zweck im Leben, du bist kein nützliches Mitglied der Gesellschaft.» Das halb ironisch, halb im Ernst ausgesprochene Schlagwort hinterließ einen schalen Geschmack in seinem Mund.

Fay lachte: «Du nimmst, wie die große Mehrzahl, alles so furchtbar ernst. Aber unter «alles» versteht Ihr nur das Materielle, Konkrete, Greifbare.»

«Ja und?»

«Es gibt soviel anderes, die Schönheit zum Beispiel. Erkläre sie mir einmal ganz konkret.»

«Weiche nicht aus, du hängst nun 'mal am Rockzipfel der Gesellschaft, die du zu verurteilten scheinst.» Er hielt sich stur an seinen Gedankengang.

«Weil ich mit dir gekommen bin?» Fay schüttelte etwas verwundert den Kopf. «Ich mag dir als Parasit vorkommen. Aber ich bin unabhängig. Meine Bedürfnisse sind bescheiden, und

wenn es auch für diese nicht mehr reicht, arbeite ich wieder, irgendetwas, als Zimmermädchen in einem Hotel eine Saison lang, als Aushilfe bei Bauern zur Erntezeit. Wenn es sein muß, spüle ich auch Gläser in irgendeiner Wirtschaft.»

«Trotzdem ...

«... bin ich kein Vorbild für deine Kinder.»

Sie hatte auf dem Rücken gelegen und dem Spiel der jagenden und gejagten Wolken im dunklen Blau zugeschaut. Nun wandte sie sich Ralph zu und legte eine Hand auf seinen Arm. «Trotzdem, Liebster, ist nicht doch schon das eine geschehen, zu dem ich vielleicht einen Teil beigetragen habe? Fühlst du dich nicht schon besser, bedeutend besser?»

«Das hat aber doch mit dem, was ich meine, nichts zu tun.»

«O doch, es ist unschätzbar, computermäßig allerdings nicht erfassbar, wieviel es ausmacht, wenn auch nur ein Mensch näher zu sich selbst findet.»

«Egoismus, Introversion!»

«Bin ich egoistisch, introvertiert?»

«Du bist eben eine Ausnahme, ein Fels, ein Leuchtturm.»

«Aber warum?»

«Ich bin noch nicht ganz hinter dein Geheimnis gekommen. Irgendwie ist alles hell und klar bei dir, aber auch unfaßbar. Die Dinge verlieren ihre Kruste aus Schmutz und ihre Schwere in deiner Gegenwart. Irgendetwas kommt ins Fließen, ins Leuchten.» Ralph hatte sich aufgesetzt, den Blick vage in die Ferne gerichtet.

«Siehst du», sagte Fay, leise lächelnd.

«Aber das ist doch kein ...»

«Laß das», unterbrach sie ihn rasch, «Wie leicht zerredet sich's!» Sie warf sich lachend über ihn, schmiegte sich weich an, küßte ihn rasch auf Stirn, Augen und Mund und skandierte dazwischen «Bin – ich – denn – wirklich – ein – Fels?»

Später lagen sie Seite an Seite und träumten ins Geäst, bis Ralph sich auf den Bauch drehte und sie mit einem Grashalm unter der Nase kitzelte. «Weshalb gibst du dich eigentlich mit so einem alten Knacker wie mir ab? Du bist jung, schön, gescheit und lebensvoll. Du kannst doch

jeden haben. Sind es die ach so gerühmten grauen Schläfen, die auf junge Damen unwiderstehlich wirken sollen?»

Sie schwieg lange, und Ralph rollte sich wieder auf den Rücken zurück. Der üble Geschmack im Munde war wieder da.

«Das», sagte sie langsam, «ist eine selbstquälische Frage.»

«Ja», murmelte er, «ich stecke nun eben in diesem Stadium.»

«Und nun möchtest du, daß ich mit sanfter Vehemenz deine Eitelkeit aufpoliere? Das werde ich nicht tun.» Nach einer Weile fügte sie hinzu: «Weißt du, vielleicht ist es deine solide Bürgerlichkeit mit einem uneingestandenen Zug zur Romantik, die ich eben jetzt benötige. Im übrigen braucht ihr uns Junge genauso, wie wir euch brauchen, und zwar nicht in der Vater-Kind-Beziehung, denn plötzlich stellt sich diese als umkehrbar heraus.»

«Das verstehe ich nicht, wie kommst du darauf?»

Auf einen Ellbogen gestützt hielt sie eine Federnelke in der Hand, die sie, am Stil emporsteigend, in dem Rund zwischen Daumen und Zeigefinger immer wieder zart einfing, durchzog und wieder freiließ. «Ja», antwortete sie endlich, «da gab es eine besondere, tiefgehende Erfahrung. Es kommt nicht darauf an, worum es ging. Aber seither sehe ich die Dinge anders. Ich weiß, daß das kleine, mechanische Gesetz uns nicht gefangen halten kann.»

«So jung und schon so klug», versuchte sich Ralph an einem gönnerhaften Scherz. Aber er war sich schmerzlich einer Welt außerhalb der herrlichen Harmonie im Liebesspiel bewußt, in die er nicht eindringen, die er nicht beeinflussen konnte. Er fing an zu überlegen, ob die Schwierigkeiten im Verhältnis zu seiner Frau zum Teil auch daher rührten möchten, daß er es immer als selbstverständlich erachtet hatte, von ihr alles zu erfahren, was sie tat und dachte und früher getan und gedacht hatte. Er wollte in Besitzerwahn an Unantastbares röhren.

«Hast du nicht Angst, daß dir etwas zustoßen könnte, daß dir einer etwas antut, wenn du so allein und in allen möglichen Gegenden herumvagabundierst?»

«Nein», sagte sie ruhig, «nicht solange ich ein Ganzes bin.»

«Ich meine . . .»

«Ich weiß, was du meinst. Nein, wenn ich horche und einfach bin, wie ich sein soll, kann mir nichts geschehen.»

Er sah sie fragend an, aber ihr schien es keiner weiteren Erklärung zu bedürfen.

«Ich bin wohl kein sehr unterhaltsamer Begleiter für dich», stellte er bedrückt fest.

«Sei still», sagte sie, «ich höre DICH sonst nicht.»

Sachte legte sie den Zeigefinger auf seine Lippen. Er ließ sich ins Gras zurücksinken und schloß die Augen. Sanft strich sie mit dem Finger über seinen Mund. «Rasier dir den Schnauz und Bart ab!»

Er lachte: «Auszgerechnet jetzt und hier?»

«Ich möchte deinen Mund sehen und den Schwung deiner Lippen.»

Am nächsten Tag sah er sich im Spiegel des kleinen Quellteiches an, und was ihm entgegenblickte, gefiel ihm nicht. Ein hageres Gesicht mit ausgeprägten Falten, eine lange, schmale Nase, eine beginnende Glatze an den Stirnecken. Gequälte Augen – warum eigentlich?

Am dritten Tag wanderte Ralph zur Berghütte. Den Brief an seine Firma, in dem er sich als erholungsbedürftig abmeldete, würde der Hüttenwart mit der Seilbahn zu Tal bringen, wenn er sich mit neuen Vorräten eindeckte. Seiner Frau schrieb er nur, er würde später als vorgesehen zurückkehren; die verhinderte Geschäftsreise ließ er unerwähnt.

Ralph ließ sich Zeit. Er wanderte noch weiter, erklimmte einen Gipfel und saß lange an das Kreuz gelehnt, schaute in die Weite und versuchte, in sich selber Ordnung zu schaffen. Er war ratlos. Dieses Mädchen, das seine Tochter sein könnte. Nicht Mädchen, nicht Frau, heimatlose Undine – er hatte nicht geahnt, daß er noch romantischer Regungen fähig war –, das aber auch keine Heimat suchte und im Augenblick selbst lebte und liebte. Wie nah es der Natur war.

Seine Gedanken schweiften ab. Wie ein riesiger, endloser, zäher grauer Tatzelwurm kam ihm sein tägliches Leben vor mit der Arbeit, die er einst zu lieben geglaubt und der er mit einiger Begeisterung seinen vollen Einsatz geweiht hatte. War das schon so lange her? Ihm schien, er stehe auf einem Hügel und überblicke das Land, durch das er bis hierher gewandert war. Er sah einen sich mühsam durch das Dickicht windenden Pfad. Von dieser Höhe aus hörte er den Lärm und das Getöse der Stadt nicht, spürte nicht den Druck der Zeitnot, aber er wußte, daß sie da unten lauerten, daß er wieder würde hinabsteigen und sich mit ihnen auseinandersetzen müssen. Er stand nicht zum ersten Mal auf diesem Hügel. Immer wieder führte ihn sein Weg hierher. Im Kreis, – immer nur im Kreis? Manchmal erhaschte er einen Blick auf Vergangenes und mögliches Zukünftiges, ehe er wieder untertauchte. Manchmal verweilte er länger, und es war ihm ein weiteres Vorausschauen gegönnt, eine klarere Sicht über den zu gehenden Weg. Aber es gab kein Verweilen auf dem Hügel. Und einmal hinabgestiegen, erinnerte er sich wohl noch der Richtung; aber die verschlungenen Pfade im Dickicht führten kreuz und quer, und gar leicht war die im Gebüsch verborgene Abzweigung verpaßt.

Ralph schüttelte sich. Wiederum sah er keinen Steg und kein noch so schmales Weglein mehr, sondern nur die Mauer. Die Mauer, und dahinter den Tatzelwurm. Das schwindende Licht auf den Bergen, das Spiel der wachsenden Schatten, die malvenen Farbtöne auf den Felsen sah er wohl, aber sie sagten ihm nichts, das Glücksgefühl blieb aus. Die vom Abendlicht umstrahlten und aus der Vielzahl der Gräser einzeln herausgehobenen, leuchtenden Halme ließen ihn schmerzlich sein Unvermögen empfinden, die Schönheit mitzuerleben, einbezogen zu werden.

Als er kurz vor Anbruch der Dunkelheit zur Alphütte zurückkehrte, fand er nur den Sennen vor. Fay sei schon seit Stunden fort, sie hätte zum tiefer gelegenen Schafboden gewollt. Ralph lief hinaus und den Weg zur unteren Alp entlang, er rief ihren Namen, rief immer erregter und suchte in immer weiteren Kreisen. Die Dun-

kelheit nahm rasch zu. Endlich erhielt er eine Antwort. Er sprang den Abhang hinunter und stieß auf Fay, die ein Lämmchen in den Armen trug. Er nahm es ihr ab und drängte zur Rückkehr in die Hütte. Mühsam folgte Fay ihm. Beim Licht der Petroleumlampe sah Ralph den zerrissenen Rock und ihre blutenden, zerschundenen Beine.

«Wo warst du, was hast du bloß angestellt?» schrie er sie an, selbst erschrocken über seine nachträgliche Angst um sie.

Der Senn hatte schon Wasser aufgesetzt. Er braute einen starken Kaffee, stellte ihn in einer großen Henkelschale vor Fay hin und goß noch einen großzügigen Schluck Enzian dazu. Kaum hatte Fay sich hingesetzt, überfiel sie ein Zittern, und sie trank dankbar. Allmählich begann sie zu erzählen.

Auf der unteren Alp hatte sie sich unter die Schafe gemischt, war den Lämmern nachgegangen und hatte sich an ihren steifen kleinen Sprüngen ergötzt. In den Anblick der perlmutt-simmernden Disteln versunken und in das Spiel des Windes im hüfthohen Farn hineinräumend, hatte sie die Zeit vergessen. Als sie auf dem Rückweg schlendernd und schauend allmählich in die Nähe des Felsenhangs gelangte, vernahm sie plötzlich ein zittriges, ängstliches Blöken. Den kläglichen Lauten nachgehend, entdeckte sie ein Lämmchen, weiß und klein und verloren auf einem Felsvorsprung, von wo aus es kein Weitergehen gab und keine Rückkehr, da das Tier sich auf dem winzigen Grasflecken nicht umzudrehen wagte. Fay kletterte ihm nach und gelangte ohne allzu große Schwierigkeiten zu ihm. Aber der Rückweg mit dem zitternden Lämmchen im Arm, der Rückweg, bereits im unsicheren Dämmerlicht, schien ihr ein Leben zu dauern. Sie konnte sich nur mit einer Hand festklammern und fand für die suchenden Füße mit Mühe tragende Stellen. Sie rutschte mehrmals aus, fing sich wieder und zuletzt, beim Sprung auf die rettende Wiese, blieb ihr Rock hängen und zerriß.

Was sie aber nicht erzählte, war die Panik, die sich einen Augenblick lang ihrer bemächtigt und sie vor Schreck gelähmt hatte, als sie die kurze, aber steile Felswand hinunterblickte, die

den Tod bedeuten konnte. Ein sanftes Stupfen an ihrem Ohr hatte sie wieder zu sich gebracht.

«Warum bist du nicht zur Alp zurückgefahren und hast den Hirten geholt?» tadelte Ralph.

«Ich konnte das Lamm doch nicht seiner Angst überlassen, so allein und verloren, und wer weiß, wie lange es schon da oben zitterte!» verteidigte Fay sich.

Diese Nacht wollte er sie wieder in die Arme nehmen, um seine Schroffheit gutzumachen. Aber sie rollte sich von ihm weg und wickelte sich eng in ihre Decke ein.

Am nächsten Tag stiegen sie gemeinsam zur unteren Alp hinab. Fay brach in helles Lachen aus, als Ralph sich das Lämmchen, nach Art des guten Hirten, um den Nacken legte, über den nun arg zerknitterten Kragen eines einst weiß gewesenen Stadthemdes.

Ralph wachte in den Nächten häufig auf, vom Gebimmel der Kuhglocken gestört. Je länger er lauschte, um so unruhiger wurde er. Er sah sich wieder als kleines Kind, hinter seiner Mutter versteckt, wenn die Dorfjugend beim Alpschellen zum Hof seines Großvaters gezogen kam. In die aufreizenden, verwirrend durcheinanderklingenden hellen Töne der kleinen Schellen mischten sich die vollen, dunklen der großen, schweren Kuhglocken, die in seinem Innern widerhallten und ihn mit Angst erfüllten. Er hielt sich die Ohren zu, wenn sich die Schul-kinder im Halbkreis um das Tor sammelten und mit aller Kraft ihre Glocken schüttelten, bis sie Dörrfrüchte und Süßigkeiten und den Beitrag für die Schülerreise erhielten, wofür sie sich nochmals mit ohrenbetäubendem Getöse bedankten. In der folgenden Nacht fand dann der Alpaufzug statt.

Ralph erinnerte sich, wie die Nachbarn noch mit einem Ochsengespann unter dem Joch, gemächlichen Schrittes und mit knarrenden Rädern, aufs Feld gezogen waren.

Zum Frühstück setzte ihnen der Senn manchmal Milchkaffee, gebratene Kartoffeln mit eingeweichten Dörrbirnen und einem Stückchen geräucherten Speck vor, genauso wie es bei Ralphs Großmutter, wo er seine Schulferien verbrachte, frühmorgens vor dem Aufbruch

zum Heuen gewesen war. Oft ging er mit, und es erfüllte ihn dann mit besonderem Stolz, wenn er des Großvaters hölzernen, wassergefüllten Köcher mit dem Wetzstein tragen durfte. Im Geiste sah Ralph wieder die weitausholenden Armbewegungen, den harmonischen Schwung, mit welchem der Großvater die Sense führte, und auch das Dengeln der Sensen abends vor dem Haus auf dem glatt geschliffenen Stein lag ihm noch in den Ohren.

Fay fand, sie müsse ihren Mangel an ländlichen Erinnerungen wettmachen und wollte melken lernen. Aufmerksam verfolgte sie die Handgriffe des Sennen, bis sie den Rhythmus in sich zu spüren meinte. Der Hirt gab einige knappe Anweisungen und ließ sie an das Euter. Sie blickte angestrengt, drückte und zog an den Zitzen. Die Kuh wurde unruhig.

«Nicht hinschauen», riet der Senn. «Preßt die Stirne ganz fest an den Leib der Kuh, gebt Euch und ihr Halt. Und nun vergeßt alles und laßt Eure Finger, und vor allem die Daumen, eins werden mit den Zitzen.»

Fay schloß die Augen und tat wie geheißen. Nach einigen Anläufen kam ein dünner Milchstrahl.

Ralph verspottete sie gutmütig, stöhnte über ihren Stallgeruch und prophezeite, sie würde mit ihren schwieligen Daumen demnächst die Gitarre nicht mehr zupfen können. Aber sie ließ es sich nicht nehmen, jeden Abend zum Melken anzutreten.

Später saßen sie noch lange vor der Hütte. Der Senn rauchte seine Pfeife. In seinen Augen lag ein Ausdruck von Ferne. So saßen, erinnerte sich Ralph, die Bauern an lauen Sommerabenden nach vollbrachtem Tagwerk auf den Bretterbänkchen vor ihren Häusern, den Rücken an die noch sonnenwarne Wand gelehnt, pafften und schwiegen. Nachbarn setzten sich zu ihnen, und nur hie und da fiel ein Wort, eine Bemerkung über das Wetter, die Ernte, ein krankes Tier. Selten hatte Ralph je wieder solchen Frieden empfunden. Jetzt saßen die Bauern vor dem Fernsehapparat in der niedrigen, verrauchten Stube mit dem Tannenholzgetäfel.

«Die Berge», sagte der Senn, «die Berge». Er nickte bedächtig, reinigte umständlich seine Pfeife und stopfte sie von neuem. Als sie wieder zog, begann er, sich immer wieder einige Züge lang unterbrechend, von Bergbesteigungen zu erzählen, von der Rettung von Menschen und Tieren aus den Felsen, von Jagderlebnissen. Die Kargheit der Worte ließ die Bilder um so kräftiger und eindrücklicher erscheinen, wie gewisse archaische Statuen, die durch einige wenige Meißelschläge machtvolle Ausstrahlung gewannten. Die Berge wurden zu Wesen, denen man sich stellen mußte. Figuren aus der Sagenwelt tauchten auf.

Ralph wollte den Bann brechen: «Aber Sie sind doch im Tal daheim, Sie haben Familie. Fehlt Ihnen Ihre Frau nicht?»

Der Hirte sah ihn leicht spöttisch an. «Ich habe zwei Frauen», er lächelte verschmitzt. «Die unten im Tal und die Bergwelt.» «Und ich weiß nicht, welche mir lieber ist», fügte er nach einer längeren Pause hinzu.

Ralph wollte in Fay dringen, mehr von ihr wissen, nicht nur ihren Körper kennen. Fay wich nicht aus, aber sie bot seiner Angriffslust keine Ziele. Ein stumpfer Degen, der in Watte stach, Pfeile, deren Spitzen brachen, ehe sie die Scheibe erreichten. Plötzlich erschienen ihm seine Argumente kleinlich und gegenstandslos. Er hatte Fay nur aus der Unruhe seiner Seele heraus verwunden wollen, und ihre gelassene Abwehr: «Sag nicht Liebloses, das nur dein Verstand dir eingibt», machte ihn betroffen.

Er wollte ihr Urteil über Bücher wissen, über moderne Literatur, von der er sich bedrängt fühlte. Fay schüttelte den Kopf. Leichthin meinte sie, sie könne mit diesen Puppenbauchaufschlitzern nichts anfangen, die davonliefen, wenn die Kleie unaufhaltsam auszurinnen begönne; sie stellten ihr eigenes Bild als groteske, zerfetzte Fratze vor sich hin, starrten es an und seien nicht imstande, es zurückzuholen, einzuschmelzen und in Ganzheit auferstehen zu lassen. Sie schüttelte sich. «Komm», sagte sie, «laß uns leben!» Sie sprang auf, zog ihn an den Händen empor und lief auf den Wald zu. Sie umfaß-

te einen Baumstamm, drückte sich an ihn, legte ihr Ohr an die Rinde. «Hörst du den Pulsschlag? Preß deine Hände an den Stamm, spürst du seine Lebenskraft? Es ist etwas Warmes, Tröstliches.»

Wieder einmal hatte er ihr vorgeworfen, ein Schmarotzer zu sein. Sie schwieg lange, so lange, bis er nicht umhin konnte zu sagen, «Schmarotzer» sei nicht als Schimpfwort gemeint.

«Nein», sagte sie, «das ist es nicht. Wir sind ja in einem gewissen Sinn alle Schmarotzer; wir suchen im Nächsten etwas, das uns hilft, und du bist vielleicht noch mehr darauf angewiesen als ich.»

«Wieder eine solche Weisheit aus dem Munde eines so jungen Wesens!»

«Weisheit», lachte sie, «das ist doch das Leben!»

«Ihr werdet unsere Welt erretten. Und dennoch möchte ich nicht, daß meine Tochter so würde wie du.» Er horchte seinen Worten nach und wunderte sich, welche Verkrampfungen in ihm steckten. «Du kannst nicht über deinen eigenen Schatten springen», hatte seine Frau einmal zu ihm gesagt. Befand er sich dabei, eben dies vergeblich zu versuchen?

«Aber du könntest wirklich etwas Gescheiteres tun als so ein Hippy-Dasein führen.»

Ungeduldig zuckte sie die Achseln. «Hippy! Immer sofort schön einstufen, abstempeln und schubladisieren. Damit ist alles Unbequeme weggeräumt, und man braucht sich nicht weiter damit zu beschäftigen.» «Wann sagst du mir endlich einmal, daß ich ein Mensch bin?» fügte sie leise hinzu.

«Was hast du im Sinn zu tun, wenn wir diese Alp verlassen? Wirst du in deine Kommune zurückkehren, wirst du LSD nehmen oder Hasch?»

Sie hörte die Gereiztheit in seiner Stimme und blickte erstaunt auf. «Doch, ja, ich werde wieder meine Gemeinschaft aufsuchen. Aber Drogen? Nein. Weißt du, ich habe es versucht, ich habe sogar gespritzt. Das Erlebnis ist . . . unbeschreiblich.» Sie machte eine unbestimmte Handbewegung. «Aber hernach . . . Schrecklich sind die Opfer.»

«Du scheinst auf diesem Gebiet sehr beschlagen.» Ralph fühlte sich unbehaglich.

«Jaa», antwortete Fay vage. Sie holte ihre Gedanken aus weiter Ferne zurück. «Weißt du, sie suchen das richtige Ziel, schlagen aber den falschen Weg ein. Sie können nicht mehr aufhören in ihrer Sucht, zur Entgrenzung zu gelangen; diese aber wird tödlich, wenn Geist und Seele nicht reif dafür sind. Sie verwechseln den Mond mit seinem Spiegelbild im eiskalten Bergsee, sie laufen darauf zu und ertrinken.»

«Welchen Weg gehst du?»

«Ich suche, so wie du suchst, sonst wärst du nicht hier mit mir.»

Ralph wunderte sich wieder über die Kraft, die in diesem Mädchen steckte. Er spürte einen starken Willen, jedoch ohne Verhärtungen. Aber er ahnte auch, mit welcher Plötzlichkeit sie ihre Entschlüsse fassen würde, und wie unabänderlich sie dann wären, wie vergeblich alle Überredungsversuche.

Er bohrte weiter: «Aber diese Kommune ist doch nur ein Provisorium. Du mußt dich zu etwas entscheiden, ein Ziel ins Auge fassen, du mußt . . .»

«Muß ich? Provisorium? Ich habe noch nie ‚provisorisch‘ gelebt. Tust du das? Immer auf etwas warten, was entweder nie kommt, oder wenn es kommt, dann gibt es gleich wieder ein anderes, auf das du warten mußt? ‚En attendant Godot.‘ Diese Tage werden einst für dich eine Episode gewesen sein. Ich lebe sie, ganz, ich kann nicht anders. Meine Liebe zu dir, jetzt, ist rückhaltlos, auch wenn ich morgen vielleicht weiterziehe.»

Ralph fühlte sich in seiner Eitelkeit getroffen und wollte nicht verstehen. «Undine, wer du auch bist, mir mußt du ganz gehören, mir allein, hörst du?» Er packte sie an den Schultern. Sie riß sich heftig los, und zum ersten Mal sprach sie fast böse: «Weißt du denn nicht, daß ich nach euren Begriffen kaum etwas anderes als eine Dirne bin? Nur verkaufe ich mich nicht. Ich hole mir, was ich will, wann ich will. Und dann gebe ich alles, ganz.»

«Huri, Bajadere», flüsterte er. Nach langer Zeit fügte er «Geisha» hinzu. Sie küßte ihn hin-

ter das Ohr. «Danke», sagte sie, schon wieder lachend.

Die Hände im Nacken verschränkt, schaute sie nachdenklich ins Geäst. «Hast du auch schon bemerkt, wie die Spatzen auf dem Land viel melodischer und weniger aufgeregt tschilpen als in der Stadt? Auch die Amseln singen weicher, voller, manchmal möchte man fast meinen, es wären Nachtigallen.»

Ralph richtete sich auf. «Wie kommst du ausgerechnet jetzt darauf? Hier gibt es nur krächzende Bergdohlen.»

Fay lachte: «Weil deine Stimme hier anders, wärmer klingt als im Auto, wo sie metallen und unpersönlich schepperte.»

«Da kannte ich dich eben noch nicht!»

Fasziniert war er von ihren Händen, dem Spiel der langen, feinen Finger, von denen jeder für sich ein eigenes Leben zu führen und dennoch ganz auf die anderen eingestellt schien, wenn sie suchend und dienend an der Gitarre zupften. Sie konnte stundenlang über der Gitarre kauern, ihr nur in großen Zeitabständen Töne entlockend, bis sie plötzlich wieder in eine mitreißend wilde Melodie mit starken Rhythmen ausbrach. Danach pflegte sie aufzuspringen, barfüßig einige Tanzschritte zu vollführen, während sie dem Hund pfiff, mit dem sie um die Wette tollte. Sie ließ sich von ihm verfolgen, warf sich ins Gras, packte ihn, wenn er über ihr war und wälzte sich lachend und prustend. Der Hund schüttelte sich frei, bellte, ließ sich aber alles von ihr gefallen. Er legte sich vor sie auf den Rücken und wollte am Bauch gekrault werden. Der Senn schaute kopfschüttelnd zu: «Mit niemandem sonst tut er das.»

Eines Abends fanden sie am Radio einen Sender, der Flamenco-Musik brachte. Fay trug ihren langen, aus dunklen Flicken zusammengesetzten Zigeunerrock. Rasch steckte sie ihr Haar zu einem tief im Nacken liegenden Knoten zusammen, schob den Tisch zur Seite und begann, auf dem Bretterboden zu tanzen.

Ralph sah sich wieder in der weiß gekalkten Felsenhöhle bei Granada. Aus verschütteten Tiefen stieg das Bild der schwarzhaarigen Tänzerinnen auf in ihren vielschichtigen, rüschenbe-

setzten Röcken in leuchtenden Farben, eine Blume hinter dem Ohr. Vom feurigen Rhythmus des Stampfens elektrisiert, klatschte er den Takt mit und wäre am liebsten aufgesprungen, um in kerzengerader Haltung mit hohlem Kreuz, eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andere hoch und mit leidenschaftlich sprechenden Fingern über den Kopf geschwungen sich im rasenden Trommelwirbel der Absätze um sich selbst zu drehen, während das Mädchen, stolz erhobenen Hauptes kastagnetenschlagend um ihn kreiste, Verlockung – Abweisung – Versprechen zugleich. Die verhaltene Gewalt der Leidenschaft, die zum vulkanischen Ausbruch drängte, zum zügellosen Bacchanale, immer wieder durch strenge Zucht zurückgeholt, wollte den Zuschauer schier zersprengen. Das immer rasender werdende Tempo der stampfenden Absätze, der klatschenden Hände, der davongaloppierenden Gitarre, der wild gewordene Wirbel der Kastagnetten, die anfeuernden, kurzen, schrillen Rufe – Ralph fühlte sich wie im Rausch in einem großen Flugzeug, das alle seine Motoren auf Touren kommen lässt, bis der Rumpf vor lauter geballter Energie machtvoll erzittert, ehe es losprescht und sich steil in die Luft schwingt. Längst hätte ein Flugzeug abgehoben. Aber es war nicht die Zeit für Himmelsflüge. Das Leben mußte auf dieser Erde gelebt werden, der ungeheure Schwung sich in engsten Grenzen austoben. Hinter der kraftvollen, herben Schönheit, hinter der Glut, die jederzeit in Flammen auszubrechen drohte, lag eine große, aus übermäßiger Sehnsucht geborene Traurigkeit, unstillbar in die Jahrhunderte, und jahrhundertealter Schmerz, mit Stolz und Verachtung getragen, herzbeklemmend und dennoch ungeahnte Weiten öffnend.

Wie hatte er dies alles vergessen können! Ein solcher Augenblick, und die Mauer wurde gegenstandslos.

Fay machte ihre Sache gut, sie war vollkommen eins mit dem Rhythmus, das verhaltene Temperament loderte in der Tiefe; aber sie tanzte weicher, fließender; die geballte, jedoch gezügelte Kraft stand nicht unmittelbar davor, die ganze Umgebung in Brand zu setzen. Jedes Aufstampfen war ein Kraftstoß aus der innersten

Erdmitte, in ihrer eigenen Mitte aufgefangen und eingeschmolzen und weitere Energien lösend. In aller Hingabe blieb sie sich selbst, in aller Selbstverständlichkeit und ohne Anspruch auf Lob und Anerkennung.

Manchmal entfernte Fay sich von der Hütte und wollte allein gelassen werden. Ralph, nach kurzem Kampf gegen seine Abneigung, sich ausgeschlossen zu fühlen, achtete ihren Wunsch und durchschweifte die Alp in der entgegengesetzten Richtung. In Gedanken versunken, streifte er eines Tages achtlos an den letzten blühenden Alpenrosen vorbei, folgte, den Blick auf seine Füße gerichtet, grübelnd einem Felspfad. Plötzlich blieb er gebannt stehen. Glitzernd starrte ihn aus kleinem, glänzend schwarzem Kopf ein winziges Augenpaar an. Er rührte sich nicht, wagte kaum zu atmen, um das Tier nicht zu verscheuchen. Gedrungen als die sich blitzschnell in die schattigen Ritzen des sonnenwarmen Gemäuers flüchtenden Eidechsen, etwas größer als die auf dem Grunde des Springbrunnens, im Licht des Sonnennetzes gefangenen Feuersalamander – lackglänzend, schuhwichtsenschwarz – das mußte der so seltene Gebirgsmolch sein, von dem der Senn kürzlich erzählt hatte. Ralph mußte sich wohl unbewußt gerührt haben, der Molch huschte weg, kaum sah man die Bewegung der kurzen Beinchen mit den weit gespreizten Zehen. Ralph empfand diese Begegnung als bedeutungsvoll, aber er wußte nicht, weshalb. Auf dem Rückweg pflückte er pfeifend einen Strauß Alpenrosen und brachte ihn Fay, der er sein Erlebnis freudig schilderte.

«Siehst du, was du schon alles siehst!» lächelte sie.

Fay liebte die kleinen, flachen, hinter Steinen versteckten Tümpel, welche die Regungslosigkeit ihrer Spiegel vor den sturmischen Übergriffen des drängenden, milchig schäumenden Gebirgsbaches schützten. Selig tauchte sie ihr Gesicht in das kalte, klare Nass, über die Quelle geneigt ließ sie es abtropfen und schaute dem Spiel der auseinandergleitenden Ringe auf dem Wasser zu, bis die Schwingungen ausklangen und die Kiesel wieder im Himmel lagen.

Ralph beugte sich neben sie über das Wasser. «Nun sehen wir einander endlich so, wie wir uns selber sehen», flüsterte sie. Ralph senkte seinen Kopf tiefer und wollte die Lippen ihres Spiegelbildes küssen. Da war es verschwunden, und er blickte erschrocken in seine eigenen Augen. Er sank in sie hinein, sie ließen ihn nicht mehr los, er sank immer tiefer, wollte vollständig versinken. Würde er endlich in das Geheimnis eindringen, würde er sich erkennen? Die Augen fraßen sich an ihm fest – beschwörend? drohend? Unausweichlich und empfindungslos zogen sie ihn in ein endloses Fallen. Er fühlte sein Bewußtsein schwinden.

Da spürte er Fays Hand auf seiner Schulter. «Ralph», rief sie leise, «Ralph!» und als er sich aufrichtete, fügte sie mit einem Anflug von zärtlichem Spott hinzu: «Hast du die Tiefen nun ausgelotet?»

Benommen schwieg er.

Ihre Art zu leben ließ ihm keine Ruhe. «In dieser sogenannten Gemeinschaft, was tut Ihr da, einfach so herumlungern?»

«Ganz „einfach“ so ist es nun auch wieder nicht.» Fay zog die Brauen zusammen. Dann gab sie sich einen Ruck. «Weißt du», sagte sie etwas zögernd, «es ist eine Art Auffanglager für Drogengeschädigte.»

Ralph schnellte hoch. «Und das erzählst du mir erst jetzt? Aber ich hätte es ja nach deinen neulichen Ausführungen ahnen sollen.» Er stellte Fragen über Fragen, er wollte wissen, was sich da abspielte, wie vorgegangen wurde, was für Erfahrungen sie gemacht hatte. Aber Fay, die Augen kurz schließend, um eine düstere Wolke von Trauer und Niedergeschlagenheit vorüberziehen zu lassen, wehrte ab: «Nein, Ralph, bitte nicht, nicht jetzt, nicht hier. Ich muß dies alles von Zeit zu Zeit vollkommen vergessen können.»

«Verzeih», murmelte Ralph, und, seiner Vorwürfe gedenkend, nochmals: «Bitte, verzeih.»

Eines Abends saß er auf einem kleinen Vorsprung, einer Kanzel, die er schon am ersten Tag entdeckt hatte, tief unter sich die Dunkel-

heit des Tales und gegenüber die Wellen der Berge, die gewaltigen, erstarrten Schaumkronen des Urzeitenmeeres. Langsam wuchsen die Schatten, fraßen sich an den steilen Wänden herauf, verschlangen das Gold auf den Felsen, bis nur noch drei dicht beieinander liegende Spitzen im rosigen Licht erstrahlten. Kupferne Wolkenfetzen, im Türkis des Himmels schwimmend, färbten sich grau, und bedrohlich rasch baute sich eine dunkle Wand auf. Ralph saß und schaute und vergaß die Zeit.

Der scharfe Warnpiff eines Murmeltieres durchschnitt seine Gedanken. Er fuhr auf und öffnete den Mund zu einem lautlosen Schrei. Ihm war, ein Stein hätte ihn an der Brust getroffen und ihm den Atem verschlagen. Er kannte diese Landschaft und dieses Licht, von innen her, er *erkannte* sie urplötzlich als ein schon in ihm Dagewesenes, ehe er sie all diese letzten Abende gesehen hatte. Benommen stieg er zur Alphütte hinunter, wußte, daß er den Hirten nicht wie üblich beim Melken finden würde, sondern schon am Herd stehend, kannte seine knappe Meldung: «Sie ist fort.» Automatisch fragte er, was das heißen solle. Die Antwort des Sennen deckte sich mit seiner eigenen inneren Stimme: «Sie hat Pelerine und Gitarre mitgenommen.»

Das Erkennen der Wirklichkeit traf ihn noch einmal wie ein Schlag. Zerreissen von Gewändern, Splittern von Glas, der Knall von gesprungenem Porzellan, eine platzende Granate – hörte der Älpler denn nichts? Mitleidig meinte dieser, vielleicht würde Fay zurückkehren.

«Nein», sagte Ralph mit tonloser Stimme.

«Nein, wohl nicht», nickte der Hirt bedächtig. Er schenkte ihm einen Enzian ein.

«Hat sie mir keine Botschaft, kein Wort hinterlassen?»

«Nichts.»

Ralph rang nach Fassung. Eine heiße Welle der Empörung wallte in ihm hoch, der Wut und der gekränkten Eitelkeit, wie er sich im selben Augenblick bewußt wurde. Eine seltsame Hilflosigkeit überkam ihn, das Gefühl der absoluten Machtlosigkeit vor einem Unbedingten, Endgültigen, das durch keinen Akt des Willens und keine Handlung zu ändern war. Trotz und Re-

bellion und das Wissen, sich fügen zu müssen, wechselten in rascher Folge ab.

Er packte seinen Lodenmantel, verabschiedete sich kaum vom Sennen und stürzte hinaus. Der Hirt warnte noch vor der Dunkelheit und dem drohenden Regen, aber Ralph hörte ihn schon nicht mehr. Im Wald überfiel ihn die Schwärze, er mußte langsamer gehen und auf seine Schritte achten. Der Regen setzte ein und fraß den hellen Streifen Weges weg. Die Finsternis schlich ihn an wie ein großes, gefährliches Tier, zu einem Sprung bereit, der ihn unter schwerer Pelzlast begraben würde. Ralph kam vom Pfad ab, rutschend und stolpernd tastete er sich weiter. Er hörte den Wildbach rauschen und nahm ihn zum Führer, denn er erinnerte sich, ihn nicht weit von der Stelle, wo sein Wagen stand, gekreuzt zu haben. Wurzeln stellten seinen ungeschickten Füßen Fallen, Zweige griffen nach ihm, peitschten ihm ihre nasse Bürde ins Gesicht, Brombeerranken hakten sich an seinen Kleidern fest und schrammten seine Hände blutig. Durchnäßt, erschöpft erreichte er schließlich nach einigem Suchen seinen Wagen, setzte sich hinein und legte den Kopf auf die Arme über dem Lenkrad. Sein Leid um Fay und der überstandene Kampf in Regen und Dunkelheit, der seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hatte, verschmolzen in eins. Eine ganze Weile verharrte er regungslos. Allmählich bemächtigte sich seiner ein unerwartetes Gefühl des Friedens. Und plötzlich wußte er, daß die Mauer nun hinter ihm lag. Er stand draußen, die offene Weite vor sich, auch wenn er manchmal noch am Fuße der Mauer zusammensinken und vor Sehnsucht nach dem eben Vergangenen und vor Verwirrung weinen sollte.

Ralph kehrte zurück. Auch Ulysses war zurückgekehrt. Aber war es eine Rückkehr? Ein Vergangenes ist, kaum vergangen, unwiderruflich vergangen, und es spielt keine Rolle mehr, ob und wohin man zurückkehrt. Es ist ein Neues, das gelebt werden muß. Auf seiner Lebensspirale war Ralph an einen Punkt gelangt, von dem aus er Altvertrautes auf dem Bogen unter-

halb seines jetzigen Standpunktes erblickte. Doch nun hatte sich die Sicht geändert.

«Diesmal aber war es eine andere Frau», stellte Irene fest.

«Ja, schon», erwiderte er zögernd. «Aber es war nicht nur das, es ist viel komplizierter. Bitte, laß mir Zeit!»

Irene hörte den Ton einer absoluten Forderung, die aus tieferem Grunde stieg als aus egoistischem Selbstschutz. Sie spürte, daß etwas geschehen war, was den trotz ihrer Anstrengungen immer größer, verworren und härter gewordenen Knoten, dem sie keinen Namen hatte geben können, allmählich lösen würde. Mit dem schmerzenden Stich verletzter Eitelkeit mußte sie fertig werden.

Wieder wunderte sich Ralph über die Fähigkeit seiner Frau, Tatsachen ohne lange Erörterungen anzunehmen. Manchmal fürchtete er sich etwas vor ihrer Unfaßbarkeit. Sie wirkte unberührt, wie aus weiter Ferne, und doch wußte er, daß sie litt.

«Natürlich liebst du deine Frau», hatte Fay ihm eines Nachts gesagt, als er vor übermäßigem Verlangen nach ihr versagt hatte. «Du liebst sie, nicht mich, und fühlst dich schuldig. Ist das nicht dumm? Denn auch ich liebe dich nach bürgerlichen Begriffen nicht wirklich. Was zwischen uns geschieht, berührt deine Ehe nicht. Wir schenken uns gegenseitig etwas, das jetzt und in diesem Augenblick und auf diese Weise nur uns beiden gegeben ist zu tun, und für uns beide in diesem Augenblick sehr wichtig ist . . . Ich danke dir dafür, aber morgen nehme ich vielleicht das Geschenk eines anderen an, dem das Geben wieder selber zum Empfangen wird.»

Dieses unglaubliche Mädchen, aus dem Nichts aufgetaucht und in das Nichts entchwunden. Dem Nichts? Oder dem Urgrund?

Er wußte, daß sie recht hatte. Nach einem besonders harmonischen Liebesspiel, als sie beide Seite an Seite auf dem moosigen Waldboden lagen, hatte er verwundert, aber schonungslos nüchtern festgestellt: «Wenn wir drei, du, meine Frau und ich zusammen von einem Brand bedroht würden, ich rettete zuerst sie und nicht dich.» Fay hatte nichts erwidert.

Ralph schaute seine Frau an. Sie war mit den Jahren fülliger geworden, härter in der Haltung. Er sah graue Strähnen im kastanienbraunen Haar, kleine senkrechte Furchen über der Nase, grüne Augen mit dunklem Rand, oft in eine vage Ferne gerichtet, feine Nasenflügel, tief abwärts gezogen; einen großzügigen Mund, des Lachens entwöhnt. Wie hatte er die winzige Warze links am Kinn in der ersten Zeit ihrer Ehe geliebt.

Er griff nach ihren breiter gewordenen Händen und strich sanft über die rauhe Haut, erinnerte sich der Zartheit der langen schmalen Finger, als sie zum ersten Mal seinen Körper erkundeten. Nach einiger Zeit entzog sie sie ihm unbehaglich. «Wo bist du? Kehre zurück!» sagte sie mit einem kleinen, etwas brüchigen, verlegen Lachen.

Ralph schälte sich aus Schleieren und Spinnweben, er säuberte den vom Staub stumpf gewordenen Spiegel und stellte sich ihm gerade gegenüber. Er wurde plötzlich der verfälschten Sicht gewahr, des verrückten Blickwinkels. Er öffnete die Augen, schaute um sich, wach, und die vertrauten Gegenstände seines Alltags, selbst seine Frau, durch Zeit und Gewohnheit zu grauen Punkten und verschwimmenden Flächen verwischt, erhielten wieder klare Umrisse, Licht, Farbe und Tiefe. Einzeln traten sie aus ihrer Umgebung heraus. Es drängte ihn, die Dinge zu umwandern, er ahnte überraschende Entdeckungen und neue Ausblicke. Aufatmend erkannte er, daß er sich endgültig von der Mauer gelöst hatte. Wohl würde der Weg noch an Felsbrocken vorbei und durch Dornendickichte führen, aber das sollte ihn am Weitergehen nicht hindern.

«Nächstes Jahr fahren wir nach Elba in die Ferien», sagte er. Die Insel ihrer Flitterwochen.

«Mit den Kindern?»

«Ja, mit den Kindern.»

Die Hilflosigkeit eines Friedensangebotes, das sie nicht als notwendig empfand, rührte sie. Sie wußte, daß ihre Augen nach all den Jahren nun wieder leuchteten, und weiche Wärme durchströmte sie.